L. germ.
75.

L. germ. 75

Gedicke

<36606821670018

<36606821670018

Bayer. Staatsbibliothek

.germ.
75

~~Ph. 11068. L.~~ ~~Ph. 12600.~~ L.
~~Philolog~~

L germ ~~184~~
75 Gedicke

~~Ling. Germ.
Gram. Partic.
Pg. 1113.~~

Ueber

Du und Sie

in

der deutschen Sprache

vorgelesen

in der öffentlichen Versammlung

der Berlinischen Akademie der Wissenschaften

am 30. Januar 1794.

von

D. Friedrich Gedike.

Berlin,

bei Johann Friedrich Unger.

1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Es ist bekannt, daß die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin seit einiger Zeit auch die deutsche Sprache in den Umkreis ihrer gelehrten Beschäftigungen gezogen hat und daß diese Erweiterung ihrer Grenzen zu den zahlreichen unvergeßlichen Verdiensten ihres verehrten Kurators gehört. Seit dieser Zeit sind in ihr Vorlesungen, die unmittelbar oder mittelbar auf die Verbesserung der deutschen Sprache abzielen, keine Seltenheit mehr, und ich selbst habe

zu diesen so allgemein mit Beifall aufgenommenen Absichten der Akademie auch an meinem Theil nach dem geringen Maaß meiner Kräfte und Muße mitzuwirken gestrebt. So entstand auch diese Vorlesung, die, für eine öffentliche oder exoterische Versammlung bestimmt, sich zugleich von der Trokkenheit, die von grammatischen Arbeiten, wenn sie bloß für Esoteriker bestimmt sind, unzertrennlich ist, entfernt halten mußte. Dieser Gesichtspunkt bestimmte zum Theil selbst die Wahl des Gegenstandes, wozu überdis die neuen Formen der neufranzösischen Sprache einen temporellen Anlaß gaben. Und gerade dieser zufällige Umstand ist wahrscheinlich die Hauptursache des Beifalls, den diese Vorlesung gefunden, und der häufigen Aufforderun-

gen, sie durch den Druk bekannt zu machen. Ich erfülle diese Aufforderung hiermit, ungeachtet ich wol fühle, daß diese Vorlesung noch sehr erweitert werden könnte. Aber es fehlte mir an Zeit, ihr schon itzt diese Erweiterung zu geben. Vielleicht daß ich künftig, vornehmlich wenn es andern Gelehrten der Mühe werth scheinen sollte, mir ihre Bemerkungen und Zusätze mitzutheilen, diese Materie noch einmal ausführlicher bearbeite. Ich würde alsdann noch mehr, als dismal geschehen können, die Anredeformen und überhaupt das Barometer der Höflichkeit in andern Sprachen vergleichen, zugleich aber auch bei der deutschen Sprache noch genauer den Kreislauf ihrer Höflichkeitssprache nach ihren verschiedenen Perioden zu bestimmen und

mit Beispielen zu belegen suchen. Die ganze Untersuchung hängt übrigens selbst mit der deutschen Geschichte, dem deutschen Staatsrecht und der deutschen Kanzleipraxis so genau zusammen, daß sie auch von dieser Seite, wenigstens bei einer ausführlichern Behandlung, nicht ganz unwichtig scheinen dürfte. Glüklich würde ich mich übrigens schätzen, wenn dieser Versuch etwas dazu beitrüge, unsrer mündlichen und schriftlichen Umgangssprache allmälig mehr Simplicität, Würde und Natürlichkeit zu verschaffen, nnd auf die Ungereimtheit und Unnatürlichkeit so vieler ihr eigenthümlichen steifen und sklavischen Formen, durch die sie wahrlich nicht geschmeidiger und höflicher, sondern vielmehr ungelenkiger und schwerfälliger wird, aufmerksamer zu machen.

Ich habe übrigens absichtlich meinen Freund, Herrn Unger, ersucht, diese Vorlesung mit seiner neuen verbesserten deutschen Schrift abdrukken zu lassen, da auch diese die Aufmerksamkeit unsrer Akademie auf sich gezogen und auch von ihr, so wie von einem großen Theil des Publikums, mit Beifall aufgenommen worden. Und wer sollte nicht dem Eifer dieses nicht handwerksmäßig, nicht eigennützig, sondern mit wahrem uneigennützigen Künstlersinn an der Vollkommenheit seiner edlen Kunst unermüdet arbeitenden Mannes Gerechtigkeit widerfahren lassen? Schon sein erster Versuch einer neuen deutschen Schrift ward mit Beifall aufgenommen. Desto mehr verdient ihn der zweite, bei welchem die durch den ersten veranlaßten Erinnerungen ohne Ei-

gensinn und mit strenger Selbstkritik genuzt worden. Es kann sein, daß sich noch immer gegen einzelne Buchstaben, vornehmlich gegen einige der größern, gegründete Erinnerungen machen lassen. Aber so viel ist unleugbar, daß der Totaleindruk einer ganzen Seite sehr vortheilhaft ist, und daß, wenn man eine mit der gewöhnlichen, und eine andre mit dieser Schrift abgedrukte Seite gegen einander hält, die leztere ungleich schöner ins Auge fällt. Die Mängel unsrer gewöhnlichen deutschen Schrift sind bekannt. Der ekkige, schnörkelvolle, mit einem Wort gothische Charakter derselben, der uns an ihren Ursprung aus der sogenannten Mönchsschrift erinnert, ist schon lange für den guten Geschmak ein Anstoß gewesen. Die Aufgabe war also,

die deutsche Schrift durch mehrere Abründung und Annäherung an den lateinischen Charakter zu verschönern, ohne sie jedoch unkenntlich zu machen und ohne ihr geradezu etwas von ihren wesentlichen Bestandtheilen zu nehmen. Und diese Aufgabe ist meines Bedünkens durch Herrn Unger mit einem auffallend glüklichen Erfolg gelöst worden, und die einzelnen noch zurükbleibenden Mängel werden seiner eignen Bemerkung und seinem eignen Verbesserungseifer gewis nicht entgehen. Vielmehr fährt er unermüdet fort, seiner deutschen Schrift immer mehr Vollkommenheit zu verschaffen.

Eine andere Frage ist freilich, ob nicht durch diese Bemühungen, je beifallswürdiger sie sind, die Ausführung des Wunsches, die deutsche Schrift ganz

abzuschaffen und statt ihrer nach dem Muster andrer Europäischen Nationen bloß die lateinische Schrift zu gebrauchen, gehindert, wenigstens verzögert werden dürfte? Ich gestehe, daß auch ich selbst mit zu denen gehöre, die jenen Wunsch schon lange gehegt und geäußert haben. Auch ist wirklich der Gebrauch der lateinischen Schrift zu deutschen Büchern, vornehmlich zu Werken des Geschmacks, seit einigen Jahren ungleich häufiger geworden, wozu unstreitig die so allgemein gelesene Litteraturzeitung sehr viel beigetragen hat. Aber dennoch sind die Stimmen im Publikum noch zu sehr getheilt, und es ist doch nicht zu leugnen, daß einem großen Theil desselben, denen vornehmlich, die keine eigentlich gelehrte Erziehung genossen, und die daher nicht von

Jugend auf mit den lateinischen Charakteren eben so vertraut als mit den deutschen geworden, die Lesung deutscher Bücher mit lateinischen Schriftzeichen Mühe macht. Sie klagen wol gar, daß der lateinische Charakter die Augen mehr angreife als der deutsche. Und wenn dieses gleich ein Vorurtheil sein sollte, das sich aus frühzeitiger Verwöhnung an die deutschen Schriftzüge und aus der Beschränktheit ihrer Lektüre in andern Sprachen erklären läßt, so verdient doch selbst dieses Vorurtheil eines, wenn gleich nicht gelehrten, doch zahlreichen Publikums einige Rüksicht. Und eben darum kann ein Versuch, den Übergang von dem deutschen zu dem lateinischen Charakter durch Annäherung des erstern an den letztern zu erleichtern, gewis auf den

Dank und die Aufmunterung, nicht nur des deutschen Publikums, sondern auch der Ausländer Rechnung machen. Weit gefehlt also, daß diese Ungersche Schrift, die ohnehin nicht auf einmal mögliche allgemeine Einführung des lateinischen Charakters hindern und erschweren sollte, scheint sie mir vielmehr die beste Vorbereitung dazu zu sein, indem sie, zwischen beiden Charaktern in der Mitte stehend, den Übergang erleichtert und das ungeübte Auge für den Kontrast der beiderseitigen Schriftzüge minder empfindlich macht.

Man kann mit Recht die Sprache eines Volks als einen Spiegel seines Nationalcharakters ansehen. Trägt der Charakter einer Nation das Gepräge des Leichtsinns, der Eitelkeit, des Stolzes, der kriechenden Demuth, des Aberglaubens — so kann man unausbleiblich erwarten, daß auch die Sprache Spuren und Eindrükke dieses Charakters aufweisen werde. Es ist auch natürlich, da die Sprache das allgemeine Organ der empfindenden und denkenden Kraft ist, deren Äußerungen sich durch nichts so bestimmt und deutlich offenbaren, als durch tönende Zeichen, d. i. durch die Sprache.

Man hat indessen vielleicht zu wenig bisher daran gedacht, die Sprache von dieser Seite zu betrachten oder gar zu benutzen. Noch weniger scheint man an die Möglichkeit zu glauben, durch Verbesserung und Verfei-

nerung der Sprache eine Verbesserung des Nationalcharakters von irgend einer Seite zu bewirken. Man ist zu sehr gewohnt, alle Sprachuntersuchungen als müßige Grillenfängerei und Mükkenseigerei anzusehen, um von ihnen irgend einen Einfluß auf den Charakter einzelner Menschen, viel weniger ganzer Nationen zu ahnden. Und doch zeigt die Geschichte unverkennbar, daß jede große politische und moralische Veränderung in einer Nation auch auf die Sprache derselben einen merklichen Einfluß gehabt, und daß das Steigen und Sinken eines Volks mit dem Steigen und Sinken seiner Sprache stets gleichen Schritt hielt. Wem fällt hier nicht sogleich das neueste Beispiel jener Nation ein, die itzt eben so sehr durch Wildheit, Härte und Grausamkeit als einst durch Feinheit, Milde, ja selbst durch Weichlichkeit sich auszeichnete? In der That hat die Französische Revolution schon bisher einen außerordentlichen Einfluß auch auf die Sprache der Franken gehabt. Sie ist von einer Seite durch eine Menge neuer Wörter für die neuen Begriffe ihrer exaltirten Fantasie und ihrer neuesten bluti-

gen Geschichte reicher, aber von der andern Seite durch Ausmerzung vieler an ihre alte Verfassung erinnernden Ausdrükke ärmer geworden. Kein akademisches Wörterbuch hält itzt mehr die Flut neuer Wörter, neuer Redensarten, neuer Wendungen auf. Die Nation hat mit ihrer Verfassung zugleich die Fesseln der Grammatik und Rhetorik zerrissen.

Die größten Veränderungen hat indessen die Sprache der Höflichkeit und der Galanterie erfahren. Das sonst so reiche Wörterbuch der französischen Höflichkeit wird täglich ärmer, und die ehemals gangbarsten Formen derselben werden täglich verdächtiger und aristokratischer; selbst das unschuldige Monsieur ist eine Schmähung und eine Injurie geworden, und scheint beinah schon völlig emigrirt zu sein. Kurz die Sprache selbst wird mit den Sitten von Monat zu Monat roher und so zu sagen unbehoseter. Aber die auffallendste Veränderung in der Sprache des Umgangs ist gewis die Abschaffung der feinern Form der Anrede, kurz die Verbannung des *Vous,* und die allgemeine Einführung des *Tu.* Diese Revolution des Sprachgebrauchs ist

dem System der herrschenden Demagogen völlig gemäß. Der Übergang von der Aufhebung alles Unterschiedes der Stände zur Aufhebung alles Unterschiedes in der Form der Anrede hat nichts unerwartetes. Zwar hatte das Vous das Tu schon längst so sehr verdrängt, daß das letztere nur noch in wenigen Verhältnissen gebräuchlich, und vielleicht im Ganzen weit ungewöhnlicher war, als im Deutschen das Du, und man könnte also fragen, warum nicht lieber das Tu ganz abgeschafft worden, und warum nicht lieber dem Herrn das Vous zur Anrede seines Bedienten als umgekehrt dem Bedienten das Tu zur Anrede seines Herrn zur Pflicht gemacht werden. Allein das System der französischen Levellers ging überhaupt nicht dahin, die niedrigen Stände zur Gleichheit mit den höhern hinauf zu ziehen, sondern vielmehr die höhern zur Gleichheit mit den niedrigern herunter zu ziehen. Darum mußte natürlich auch die niedrigere Form der Anrede den Vorzug vor derjenigen erhalten, die nicht nur bisher von den niedrigern Ständen gegen die höhern gebraucht war, sondern auch, von den höhern

gegen die niedern gebraucht, immer den Nebenbegrif einer gewissen, wenn auch nur konventiellen und prekären Achtung in sich schloß. Überhaupt scheinen sie zu glauben, daß gerade die gröberen und derberen Formen des Ausdruks eben darum um so republikanischer sind, und unstreitig sind nicht etwa bloß die alles duzenden Quäker bei dieser Sprachrevolution das Vorbild gewesen, sondern ohne Zweifel hat selbst die Idee, daß einst die Griechen und Römer auch nur die einzige einfache Form des Du kannten, sehr viel dazu beigetragen. Die Frankreicher mögten itzt so gern die Griechen und Römer der neuern Welt sein; darum ist diesem Volke, dem man seit jeher, und nie mehr als itzt, den Vorwurf machte, daß es die Würklichkeit dem Schein, die Materie der Form aufopfere, auch diese Ähnlichkeit mit Griechen und Römern so willkommen, die der Eitelkeit der Unbehoseten schmeichelt. Nur haben sie dabei vergessen, daß das Du in Griechenland nnd Rom eben so gebräuchlich zur Zeit der Monarchie als der Republik war, und daß selbst in den orientalischen Sprachen unter

dem eisernen Zepter des drükkendsten Despotismus dennoch, einige wenige Fälle ausgenommen, seit jeher keine andere Form der Anrede, als das einfache Du, gebräuchlich war, und daß daher diese Form an sich selbst nichts weniger als ein eigenthümliches republikanisches Gepräge hat. Auch ist es bekannt, daß unter den europäischen Sprachen allein die Russische wenigstens bisher alles ohne Unterschied mit Du anredete, welches selbst die weit weniger ausgebildete Esthnische nicht thut, obwol in den neuesten Zeiten auch dit Russische Sprache einige Modifikationen der Anrede von andern Sptachen entlehnt hat.

Doch es ist meine Absicht nicht, von der französischen Sprache zu reden, und eine Vergleichung zwischen ihrer ehemaligen Feinheit und itzigen Vergröberung zu ziehen. Ich wollte mir durch diese Bemerkungen bloß den Weg zu einigen Bemerkungen über die verschiedenen Formen der Anrede in unsrer deutschen Sprache bahnen.

Die meisten Sprachen haben ursprünglich nur Eine einzige Form zur Anrede der einzelnen gegenwärtigen, oder gegenwärtig ge-

dachten Person, und erst nach und nach schlich in die europäischen Sprachen der Misbrauch ein, Eine Person, als wären es mehrere, anzureden, und zu dem gegenwärtigen so zu reden, als ob man von einem oder gar von mehreren abwesenden Personen spräche. Wenn die meisten orientalischen Sprachen eine eigene Form der Anrede an den Mann, und eine eigene an das weibliche Geschlecht haben, so läßt sich dis aus dem seit den ältesten Zeiten fortdaurenden Zustande der Sklaverei erklären, in welchem dort das weibliche Geschlecht lebt, und es ist daher nicht zu verwundern, daß das doppelte männliche und weibliche Du der Orientaler in alten und neuen Sprachen der Europäer, die seit jeher auch unter den rohesten Nationen dem weiblichen Geschlechte mehr Freiheit und Gleichheit der Rechte zugestanden, keinen Eingang gefundeu. Aber dafür haben jene unnatürlichen Formen, den einzelnen sich gleichsam vervielfacht, den gegenwärtigen als abwesend zu denken, sich fast in alle Europäische Sprachen mehr oder weniger eingeschlichen. Doch ist keine leider darin weiter gegangen,

als die deutsche Sprache. Wir reden mit dem Singular und Plural, mit der zweiten und dritten Person an, ja selbst die erste Person des Plural: Wir, und das unbestimmte Man (wie im Französischen zuweilen das On) wird von einigen Pedanten, die ihre Schüler oder sonstige Untergebne weder zu dem Er erniedrigen, noch zu dem Sie erhöhen wollen, zur Anrede gebraucht. Daraus entsteht denn folgendes Barometer der Höflichkeit: Du, Ihr, Er, Wir, Sie.

Die natürlichste ungekünstelte Form des Du ist unstreitig die älteste. Aber schon im Mittelzeitalter hörte sie auf die einzige zu sein, und ward aus der Sprache der Höflichkeit durch das Ihr beinahe verdrängt, welches sich damals zugleich mit dem Feudalsystem und zum Theil durch dasselbe unter allen Europäischen Nationen festsetzte. Die herrschenden Stände wollten sich von den beherrschten, so wie durch Helm und Schild, so auch durch die Anrede unterscheiden. Der Leibeigene gewöhnte sich, die über ihm stehenden Klassen als Wesen einer höhern Art anzusehen. Denn offenbar liegt bei der An-

rede der einzelnen Person durch den Plural die Idee von einem höhern Werth der so durch die Anrede gleichsam vervielfachten Person zum Grunde. Darum ward das Ihr zuerst von den niedrigern Ständen gegen die höhern, aber nicht, wie itzt, von den höhern gegen die niedrigen gebraucht, bis, nachdem das Ihr zu gemein geworden, eine neue vornehmere Form, nehmlich das Er, an die Stelle des nun den niedern Klassen überlassenen Ihr trat. —

Es scheint dem ersten Anblik nach ganz ungereimt zu sein, zu dem gegenwärtigen so zu sprechen, als spräche man von einem abwesenden. Indessen hat doch die Form Er mit der Form Ihr einen gleichen Ursprung. Ihre Quelle ist Schmeichelei, oder vielmehr eine mit der Empfindung des Abstandes von dem angeredeten Subjekt durchdrungene Demuth. Der anredende hält sich gleichsam für unwürdig, der angeredeten Person gerade ins Gesicht zu sehen, er fühlt einen zu großen Abstand zwischen sich und ihr, um sich ihr durch die unmittelbare Anrede zu nähern, er entfernt sie gleichsam aus seinem Horizont, und betrachtet

sie in ehrerbietiger Ferne mit einer Art von ehrfurchtsvollem Schauer. So gemein itzt die Form der dritten Person des Singular oder das Er ist, so ehrerbietig war sie ehedem. Sie ist indessen kein ausschließendes Eigenthum der deutschen Sprache. Auch andre europäische Sprachen haben den Gebrauch der dritten Person des Singular für ehrerbietiger gehalten, als das Du und Ihr. Dis ist der Fall mit der Portugiesischen und Spanischen und noch mehr mit der Schwedischen und Ungerschen Sprache, welche leztere sogar mehrere Formen für diese dritte Person des Singular hat. Ja diese Form ist selbst den orientalischen Sprachen nicht ganz fremde, und ist hier noch mehr als in den europäischen Sprachen ein Ausdruk der tiefen Ehrfurcht und Demuth. Sie findet sich daher selbst in der Bibel. Wenn z. B. die schöne und feine Frau des reichen Nabal dem drohenden David entgegen zieht, um ihn zu besänftigen, spricht sie zu ihm: Mein Herr setze nicht sein Herz wider diesen Nabal *) u. s. w.

---

*) I. Sam. 25, 25.

Doch die gebieterische Mode hat im Deutschen auch das Er aus der Sprache der Höflichkeit verdrängt. Nur der Bauer, je entfernter er vornehmlich von der Hauptstadt ist, redet seine Obern, die ihn mit Ihr begrüßen, ja wol selbst den Landesherrn treuherzig und altmodisch mit Er oder He an. In der Nähe der Hauptstadt wird aber auch der Bauer diese Form seltener gebrauchen — Kurz das sonst so respektvolle Er ist so tief gesunken, daß jeder Mann vom Mittelstande es für eine Injurie hält, wenn einer seines Gleichen, oder selbst einer aus den um einige Grade höhern Klassen sich dieser Form der Anrede gegen ihn bedient. Selbst fürstliche Personen haben in neuern Zeiten diesem Gebrauch des Er gegen Personen, die zu den mittlern und höhern Klassen gehören, entsagt, wenn sie nicht ihre Unterthanen waren. Ja es ist bekannt, daß mehrere große Monarchen unserer Zeit gegen ihre eigenen Staatsdiener sich dieser Form enthalten, ein Umstand, der, so unbedeutend er dem ersten Anblik nach scheinen mögte, dennoch ein unverkennbarer Beweis der fortschreitenden Humanität und

Milde unserer Regierungen ist. — Genug das Er ist verächtlich geworden, und da es ehedem ein Hinaufblikken aus tiefer Ferne bezeichnete, so bezeichnet es dagegen itzt ein gewissermaßen geringschätziges, oder doch gebieterisches Hinabblikken. Daher ist es die Form der Anrede gegen diejenigen geworden, die in unserm Lohn und Brot stehen. Der Herr nennt seine Bedienten Er, vornehmlich diejenige Klasse derselben, mit denen er selbst am unmittelbarsten zu thun hat; die in entfernterer Beziehung auf ihn stehenden wird er mit Ihr, die am weitesten von ihm entfernten und nur selten in seinen Gesichtskreis kommenden mit Du anreden, obwol diese letztere Form, die überhaupt die bedeutungsreichste ist, auch oft als Form der größern Vertraulichkeit gegen die zunächst umgebenden Bedienten gebraucht wird. Es ist in der That nichts seltenes, in großen Häusern aus dem Munde des Herrn alle diese Formen der Anrede nach Maaßgabe der Verschiedenheit der Subjekte zu hören, ohne daß er selbst vielleicht sich darüber Rechenschaft zu geben weiß, warum er den einen seiner Bedienten mit Er, den andern

mit Ihr, den dritten mit Du anredet; aber ein gewisses dunkles auf den Sprachgebrauch sich gründendes Gefühl leitet ihn bei dem Gebrauch dieser verschiedenen Formen, und läßt ihn dadurch die verschiedenen Grade seines Zutrauens und seiner Annäherung bezeichnen.

Das Er verlor seinen ursprünglichen ehrenvollen Sinn aus eben dem Grunde, wie vor ihm das Ihr, an dessen Stelle es getreten war. Die niedrigern Stände drängten sich immer mehr in die Region des Er hinein, so wie sie sich ehedem aus der Region des Du in die Region des Ihr hinaufgedrängt hatten. Das Er ward also ebenfalls wieder zu gemein, und die raffinirende Demuth mußte sich nach einer neuen Form umsehen, um ihre Unterwürfigkeit und das Gefühl ihres Abstandes zu bezeichnen. Man hatte keine andre Wahl, als den Plural der dritten Person. Man hatte sich nun einmal schon an die Unnatürlichkeit gewöhnt, eine einzige Person, wie mehrere, anzureden, und zu einer Person eben so als von einer Person zu sprechen. Man verband also beide Formen, und

so entstand das unnatürliche Sie, das nun, wie ehedem das Ihr durch Vervielfachung, und wie das Er durch Entfernung, und — daß ich so sage — Verabwesendung Ehrfurcht und Unterthänigkeit ausdrükken sollte. Diese Form ist in der deutschen Sprache in der That nicht sehr alt, und geht nicht über dieses Jahrhundert hinaus. Denn noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, ja noch im Anfange des itzigen, redeten sich Gelehrte und Geschäftsmänner mündlich und schriftlich mit Er, (oder mit der Herr, oder mit Derselbe) so wie im sechzehnten Jahrhundert, wie man besonders aus Luthers Schriften sehen kann, mit Ihr an, mit welchem früher selbst Kaiser und Könige angeredet wurden. Übrigens ist die deutsche Sprache beinahe die einzige, die, indem sie mit Sie anredet, beides, sowol das Vergrößerungsglas als das Fernglas der Höflichkeit, d. i. den Pluralis und zugleich die dritte Person gebraucht. Wenigstens wüßte ich bis itzt außer ihr nur allein die Böhmische und Dänische Sprache zu nennen, die aber wol unstreitig diese Form von ihrer Nachbarin und Schwe-

ster erst spät entlehnt haben. Diese Form ist sogar eine Quelle von einem in der Umgangssprache sehr gewöhnlichen Sprachfehler geworden. Man scheut sich, zu einem wohlerzogenen Frauenzimmer im Akkusativ Sie zu sagen, damit sie nicht glaube, man wolle sie im Singular anreden. Die Höflichkeit der feinern Welt tritt daher lieber die Richtigkeit der Sprache mit Füßen, und sagt, der Grammatik zum Trotz, nicht: ich habe Sie, sondern ich habe Ihnen gesehen, Ihnen besucht, und dergl. Und da man sich einmal, um nicht unhöflich zu scheinen, zu dieser sprachwidrigen Form in der Anrede eines Frauenzimmers, vornehmlich wenn man ihr nicht Bekanntschaft genug mit der Grammatik zutrauen kann, gewöhnt hat, so erlaubt man sich dieselbe auch bei der Anrede an ein männliches Subjekt, obgleich hier keine Zweideutigkeit zu besorgen wäre. Vielleicht ist daher diese sprachwidrige Höflichkeit überhaupt ein Grund, daß in manchen Provinzen Deutschlands der Dativ und Akkusativ, und namentlich besonders auch das mir und mich so häufig verwechselt werden; ein

Fehler, den man bekanntlich vornehmlich den Berlinern zur Last zu legen pflegt, wiewol man ihn auch oft genng aus dem Munde geborner Sachsen hören kann. Aber zu läugnen ist es freilich nicht, daß dieser Fehler in Berlin so gemein ist, daß alles grammatische Raisonnement dagegen verhallt; daher ein berühmter Deutscher Schriftsteller einigen Damen, die von ihm über den Unterschied des mir und mich, des Ihnen und Sie belehrt zu werden wünschten, keinen bessern Rath zu geben wußte, als sich ein für allemal entweder für das mir oder für das mich zu entscheiden, und entweder das eine oder das andere überall und ohne Ausnahme zu gebrauchen, weil sie bei dieser einseitigen Gewöhnung wenigstens den Vortheil haben würden, nur halb so oft als sonst zu fehlen. Denn allerdings ist es dahin gekommen, daß man aus manchem schönen uud nicht schönen Munde, der wenigstens durch einen Sprachfehler nicht schöner wird, das mir nur da hört, wo mich, und mich nur da, wo mir stehen sollte.

Aber leider ging es dem Sie, wie es sei-

nen Brüdern, dem Er und Ihr, gegangen war. Es hat allmählig immer mehr von seinem Werth verloren, weil die Zahl derer, die auf diese höflichere Form der Anrede Anspruch machen, täglich immer größer wird. Sie war so wie ehedem des Ihr und nachmals das Er ursprünglich bestimmt, von den Unterthanen gegen den Regenten, sodann von jedem Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten, endlich überhaupt von dem Niedrigern gegen die Höhern gebraucht zu werden; aber es ist nach und nach dahin gekommen, daß auch der Höhere sich zu dieser Form gegen die Niedrigern, wenn der Abstand nicht gar zu auffallend ist oder gedacht wird, verpflichtet hält. In Berlin wenigstens, und vermuthlich in allen großen Städten, geht die Höflichkeit so weit, daß jeder Mann vom Mittelstande nicht nur den unabhängigen Handwerksmann, den er vielleicht noch vor zehn Jahren mit Er anzureden pflegte, sondern auch jeden fremden Livreebedienten, vornehmlich aus einem vornehmen Hause, anders als mit Sie anzureden Bedenken trägt. Auch geben sich die Dienstboten selbst, und überhaupt der ge-

meine Mann unter einander dis Prädikat. Und man darf sich über diese Steigerung der Höflichkeit um so weniger verwundern, da es nun schon ziemlich gewöhnlicher Sprachgebrauch geworden, den Handwerksmann nicht mehr mit Meister, sondern mit Herr anzureden, und selbst in der Klasse der Dienstboten ist die Anrede Herr, wenigstens unter einander, nicht mehr ungewöhnlich, und das Wort Herr scheint, wenn es nicht beleidigend und anfahrend klingen soll, nothwendig das Sie zum Begleiter zu fordern. Denn nur der Zürnende sagt: Herr, ich sage ihm: Er muß das und das thun oder lassen.

Man kann diese zunehmende Verfeinerung der Sprache des Umgangs gegen die niedern Klassen und diese jährlich zunehmende Beschränkung der Region des Ihr und Er (wovon jenes kaum mehr gegen die niedrigsten Klassen gebraucht wird) aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten. Allerdings macht sie von der einen Seite dem Geist unsers Zeitalters Ehre; denn sie ist ein Beweis von der zunehmenden Humanität der höhern Stände. Aber von der andern Seite hat

dieses Hinaufdrängen der niedern Klassen in die Region des Sie einen in die Augen fallenden moralischen Nachtheil für eben diese Klassen. Indem nehmlich jeder dem Sie Ehre machen, und seine, wie er sich einbildet, gegründeten Ansprüche darauf auch durch seine äußere Ökonomie vor aller Welt beurkunden will — so ist mit diesen Ansprüchen unausbleiblich zugleich ein Steigen des Luxus in der häuslichen Einrichtung, besonders in der Kleidung verbunden. Wie sehr der Luxus nur seit zwanzig Jahren von dieser Seite unter den niedern Klassen gestiegen und noch jährlich steigt — dis kann keinem nur halb aufmerksamen Beobachter entgangen sein. Es ist auch sehr natürlich, daß der Mann, der sonst allgemein Er hieß, und nun nicht nur von seines Gleichen, sondern auch von vielen über ihm Sie genannt wird, alles anwendet, um nun eben so allgemein das Sie zu erhalten als er ehedem das Er erhielt. Noch sichtbarer ist dis Hinaufdrängen der niedern Klassen bei dem weiblichen Geschlecht, welches unter andern schon aus dem itzt weit häufigern Gebrauch der Französischen Anrede-

form Madame und Mademoiselle, oder wenigstens Mamsell (denn nach dem Sprachgebrauch scheint in der That diese verstümmelte Form um einen Grad tiefer zu stehen als die reine Französische) erhellt. Die Zahl der weiblichen Prätendenten auf diese Anrede hat sich seit kurzer Zeit unglaublich vermehrt. Die Frauen und Töchter jedes nur einigermaßen bemittelten oder bemittelt scheinenden Handwerksmanns machen auf diese Benennung Ansprüche, und erhalten sie wenigstens in dem engern Zirkel ihrer häuslichen Verhältnisse, vornehmlich, sobald es ihnen beliebt hat, die Haube und Mütze mit einem sogenannten Kopfzeug zu vertauschen, welches letztere nun einmal ein konventionelles Dokument für die Rechtmäßigkeit der Ansprüche auf die Anreden mit Sie, Mamsell und Madam ist, und daher ist es denn freilich sehr begreiflich, daß Haube und Mütze auch für die Weiber und Töchter des armseligsten Schreibers zu verächtlich geworden sind. Überhaupt ist es nicht eben sehr vernünftig, aber doch sehr gewöhnlich, daß die Anrede einer unbekannten Person sich nach der Klei-

dung richtet, und daß eine und dieselbe Person Du, Ihr, Er oder Sie heißt, je nachdem sie besser oder schlechter gekleidet erscheint. Ein schriftliches oder vielmehr halbgedruktes Dokument für jene Ansprüche der weiblichen Personen aus den niedern Klassen auf Gleichheit der Anrede mit den höhern, sind unter andern die Gevatterbriefe, in welchen die Küster, wenigstens die Berlinischen, mit den beiden französischen Prädikaten, Madam und Mademoiselle so freigebig sind, daß selbst die weiblichen Dienstboten der niedern Klassen, Köchinnen und Stubenmädchen, mit dem Prädikat Mademoiselle von ihnen beehrt werden; welches die natürliche Folge hat, daß sie diesem Prädikat durch ihren äußern Aufputz, sollte es auch auf Kosten ihrer Herrschaft, oder gar auf Kosten ihrer Sitten sein, Ehre zu machen suchen. Denn zu läugnen ist es nicht, daß, seit die Anrede Jungfer immer weniger, auch bei den mittlern Klassen*) üb-

---

*) Ehedem war die Benennung Jungfrau ein Ehrenname der vornehmsten weiblichen Personen, so lange sie unverheiratet waren, selbst der Fürstentöchter. Späterhin bekamen die fürstlichen Jung-

lich geworden, und immer mehr auch bey dem Bürgerstande den Nebenbegrif von Geringschätzung erhalten, daß seitdem auch der Begrif selbst im Werth gesunken, und es ist zu besorgen, daß jungfräuliche Sittsamkeit in eben dem Grade unmodischer und altfränkischer werden dürfte, in welchem jene Benennung es wird, daher es Zeit wäre, daß die mittlern und höhern Klassen durch den Gebrauch jener ächtdeutschen Anrede auch unter den Töchtern ihres Kreises dieser Benennung

---

frauen den Titel Fraülein. In Münsters Cosmographie heißt es: Der Fürsten Töchter haben geheißen Jungfrauen, so man jetzund Fraulin nennt. — Das Wort Fraülein ist aber nun auch schon wieder gesunken, da jede adliche Jungfrau (itzt auch schon häufig eine bürgerliche, wenn der Vater ein hohes Amt bekleidet) Fraülein heißt, dagegen eine Fürstentochter nun nicht mehr so genannt werden darf, sondern mit einem ursprünglich französischen Wort (Prinzessin) benannt wird. Das Wort Fraülein hat also gleiches Schiksal mit dem Wort Junker gehabt, das noch im sechszehnten Jahrhundert ein Ehrentitel der Fürstensöhne war, nach und nach aber eine Benennung jedes adlichen Knaben ward, dagegen nun für die Fürstensöhne ebenfalls aus dem Französischen die Benennung Prinz entlehnt ward.

ihren ursprünglich ehrenvollen Sinn wieder zu geben sich bemüheten *).

Mit diesem Hinaufdrängen zur Theilnehmung an den Höflichkeitszeichen der höhern Klassen hängt ganz natürlich die Unzufriedenheit der mechanisch arbeitenden Klassen mit ihrem Stande zusammen, und ihr Streben, wenigstens ihre Kinder in eine vermeinte höhere Klasse hinaufzuheben. Daher muß der Sohn des Handwerksmanns, wenn er nur einigermaßen bemittelt ist, oder auf irgend einige Gönnerschaften rechnen kann, durchaus studieren, oder auch, wie der Berlinische Bür-

*) Der gelehrte Herr Direktor Merian sagt in einem mir mitgetheilten handschriftlichen Aufsatz über die Umgangssprache: »In der Schweiz sind die Namen: Herr, Frau, Jungfrau würkliche Ehrennamen, und Monsieur, Madame, Mademoiselle wird nur von Halbfranzosen und französirenden Gekken gebraucht. Ueber das Wort Jungfrau erröthet keine Alpenbewohnerin. Auch diejenigen, die irgend eines Unglüksfalles wegen darüber zu erröthen Ursach hätten, lassen sich diese Nominaljungfrauschaft um so weniger misfallen. Hingegen ist das Wort Mamsell äußerst verschrieen. Sie ist eine Mamsell bedeutet ohngefähr eben so viel, als: sie hat aufgehört, eine Jungfer zu sein, ohne sich zu verheirathen.»

ger es nennt. sich der Feder, d. i. dem Beruf eines Kopisten oder Kanzellisten widmen. Er ist dann wenigstens sicher, daß der Sohn die Höflichkeitszeichen de jure und allgemein erhält, die ihm selbst nur noch prekär, und wenigstens nicht von allen zu Theil werden. Und eben darum giebt der einigermaßen wohlhabende Handwerksmann seinen Töchtern eine so modische und feine Erziehung, daß sie unmöglich wieder Frauen eines Handwerksmannes werden können, sondern in diejenigen Stände hinein zu heirathen geschikt und begierig werden, in welchem sie das Prädikat Madame und die Anrede mit dem Pluralis nicht bloß wie ihre Mütter aus Höflichkeit erwarten, sondern als ein Recht fordern können. Daß dieses immer sichtbarer werdende Hinaufklettern der niedern Klassen den Wohlstand der leztern nicht vermehren kann, sondern daß zunehmende Verarmung eine unausbleibliche Folge davon sein muß, ist, wie mich dünkt, sehr begreiflich. Daher kömmt es denn aber auch, daß der Handwerksstand in unserm Vaterlande nicht das ist und leistet, noch sein und leisten kann, was er in

andern Ländern ist und leistet, wo kein durch die Sprache und den Sprachgebrauch begünstigter Schwindel der Titel-, Prädikat- und Rangsucht ihn bethört, und wo nicht, wie bei uns, der durch mechanische Geschiklichkeit und Betriebsamkeit erworbene Reichthum aus der Klasse des Handwerksstandes unmittelbar in vermeinte höhere Stände übergeht, sondern dort vielmehr ein Werkzeug wird, um dem mechanischen Gewerbe immer mehr Vollkommenheit und mehr Ausdehnung zu geben.

Aber leider sind in unserm Vaterlande die höhern Stände durch ihre eigne kleinliche Eitelkeit und Titelsucht daran Schuld, daß auch bei den niedern Ständen die Sucht, mit Wortflittern zu glänzen, immer mehr überhand nimmt. Keine Nation ist so titelsüchtig, und also natürlich auch keine so titelreich, als die deutsche, keine einzige so erfinderisch in neuen Prädikaten, als sie. Es ist daher dahin gekommen, daß man aus den Titeln der meisten bürgerlichen Beamten schlechterdings nicht mehr auf ihr eigentliches Geschäft mit Sicherheit schließen kann, indem manche Titel entweder gar nichts sagen, oder

doch irgend ein anderes Amt ahnden lassen, als der so betitelte wirklich verwaltet, oder doch eigentlich die Benennung eines höhern Amts sind, als der damit bezeichnete wirklich bekleidet. Der Kopist heißt Geheimer Sekretär (das heißt Geheimer Geheimschreiber) der expedirende Sekretär Kriegsrath oder Geheimer Rath, welches letztere Prädikat ursprünglich zur Bezeichnung der höchsten bürgerlichen Staatsbeamten oder der Minister diente und noch zum Theil dient. Übrigens herrscht in Oberdeutschland diese Titelsucht und dieses Bestreben, das eigentliche Amt durch den Titel eines höhern Amts zu maskiren, weit weniger als in Niederdeutschland, und man kann dort viel eher als hier aus dem Titel auf das Geschäft schließen. Die Titel Amtmann, Schultheis, Vogt u. s. w. sind in Oberdeutschland noch immer sehr ehrenvolle Namen. Wie tief hingegen ist ihr Werth in Niederdeutschland gefallen, wo z. B. Pachter und Amtmann gleichbedeutende Wörter geworden, obwol auch der Pachter nicht mehr Amtmann heißen mag, sondern, wenigstens seiner Frau zu Liebe, für die der Titel Frau Amtmannin gar zu ein-

fach klingen würde, Amtsrath oder noch lieber Kriegsrath heißen muß. Denn in der That wird die deutsche Titelsucht noch lächerlicher durch die ungereimte und bei keiner einzigen Nation übliche Sitte, daß selbst die Weiber den würklichen oder scheinbaren Amtstitel ihrer Männer führen, welche Sitte bei manchen Ämtern, die mit dem weiblichen Charakter gar zu auffallend kontrastiren, doppelt lächerlich ist, und bei manchen andern Ämtern den Redenden und noch mehr den Schreibenden in Verlegenheit setzt, weil er nicht weiß, wie er den Amtsnamen recht verweiblichen soll, welches z. B. bei den Amtsbenennungen, die die lateinische Endung *cus* haben, der Fall ist, z. B. Syndikus, Leibmedikus, deren Frauen von manchen Frau Syndicin und Leibmedicin, von andern Frau Syndica und Leibmedica, von den meisten aber, allem Wohlklang zum Trotz, Frau Syndikussin und Leibmedikussin genannt werden.

Ist es bei diesem Haschen der mittlern und höhern Stände nach den Flittern glänzender und klingender Titel wol noch zu verwundern, daß diese Eitelkeit sich auch auf

die niedern Klassen verpflanzt hat, und daß auch hier Männer und Weiber so gern mehr, oder doch etwas anders scheinen wollen, als sie sind. Es ist wirklich der Mühe werth, auf die kirchlichen Proklamationen in dieser Hinsicht Acht zu geben. Das Bestreben bei dieser Gelegenheit sein Geschäft und Gewerbe in ein prunkvolles hochzeitliches Gewand zu kleiden, fällt hier häufig ins Lächerliche. Nicht nur läßt der Bediente eines vornehmen Mannes den ganzen Titel seiner Herrschaft mit proklamiren, so wie ein bei dem Königlich Preußischen General- Ober-Finanz- Krieges- und Domänendirektorium angestellter Bote nicht unterläßt, den langen Titel dieses wichtigen Kollegiums mit proklamiren zu lassen, sondern manche Bräutigams gehen auch recht absichtlich darauf aus, sich durch neue Benennungen ihres Gewerbes ein größeres Ansehen geben. Hier sind einige solche Prädikate, die ich wörtlich aus den Berlinischen Intelligenzblättern entlehnt habe. — Daß jeder kleine Krämer sich einen Kaufmann nennt, war schon lange etwas sehr gewöhnliches, und da es ihnen vor kurzem in Ber-

lin auf Beschwerde derer, die, wenn auch nicht in Hamburg und Lübek, wenigstens hier ein näheres Recht auf das Prädikat Kaufmann zu haben glauben, verboten worden, so lassen sie sich nun wenigstens als Kauf- und Handelsherrn aufbieten. Jeder Arbeiter in einer Buchdrukkerei wird als Mitglied der edlen Buchdrukkerkunst aufgeboten. Die Schuster haben schon lange lieber Schuhmacher geheißen; itzt fangen sie an sich Lederhändler zu nennen. Die Schneider nennen sich mit unter Kleidermacher. — Die Höker heißen Viktualienhändler, die Trödler Möblörs oder Mobilienhändler, die Kürschner Rauchhändler, der Hexelschneider im königlichen Stall wird als königlicher Hofmarstall-Offiziant aufgeboten, der Anstreicher als Maler, der Kirchenknecht als Kirchendiener, der Brauer als Bier- und Essigfabrikant, der Schuhflikker als Schuh- und Stiefelreparierer, der Balgentreter als Kalkant; der Lumpensammler betitelt sich Gassenmusikant und Lumpensortirer, der Ratzenfänger endlich nennt sich in öffentlichen Zeitungen, wenn er nicht etwa im Spaß, sondern ganz ernsthaft seine Dienste anbietet, Kammerjäger.

Dieses Haschen der niedern Stände nach glänzenden Prädikaten ist eine unausbleibliche Folge von dem gleichartigen Bestreben der höhern Klassen, und dieses leztere ist wieder eine unausbleibliche Folge von der Geringschäzung, in die nach und nach das einfache Sie gefallen ist, dem man durch einen schallenden vorangesezten Titel aufzuhelfen sucht, und es gleichsam durch das Schellengeläut eines glänzenden Prädikats veredlen will *).

---

*) Das Wort Herr hat überhaupt viel von seinem Werth verloren. Ursprünglich ward es wie das lateinische Dominus nur dem Herrn vom Knecht, dem Regenten vom Unterthan gegeben. Vor dem vierzehnten Jahrhundert erhielt bloß der höhere Adel dis Prädikat, indeß alle Ritter nur Ehrn bekamen. Izt ist es mit diesem Wort so weit gekommen, wie es schon zur Zeit des Seneka mit dem lateinischen Dominus, das selbst noch Augustus ablehnte, gekommen war. Obvios, sagt Seneka Ep. 3., si nomen non succurrit, *dominos* vocamus. — In großen Städten heißt izt selbst der Handwerksmann nicht mehr Meister, sondern Herr. Ja das Wort Herr, ohne allen Beisaz gegen einen Unbekannten gebraucht, enthält sogar einen geringschäzigen Nebenbegrif. Noch tiefer ist indessen das Wort Frau gesunken, viel mehr als das Verkleinerungswort Fraülein. Denn keine weibliche Person, die man ehren will, wird schlechthin Frau, oder mit bloßer Beisezung des Namens angeredet. Das

Denn seitdem das einfache Sie von seinem Werthe verloren, hat man einen dreifachen Weg zur Verfeinerung der Anrede eingeschlagen. Der eine davon ist bloß im Sprechen gebräuchlich, der andere bloß im Schreiben, der dritte mit gewissen Modifikationen sowol im Sprechen als Schreiben.

Der erste Weg ist die eben erwähnte Methode, da man statt des Sie den wirklichen oder scheinbaren Amtstitel gebraucht, und also

---

Wort muß gleichsam erst durch einen Vorsatz oder Nachsatz geadelt werden, z. B. gnädige Frau, oder Frau Geheime Räthin, Frau von ..... Aber die Frau des geringsten Beamten würde sich gekränkt fühlen, wenn von ihr oder zu ihr bloß durch Frau N. N. gesprochen würde. Das Wort Jungfrau ist aber sogar noch tiefer gesunken, da es weder durch ein Präfixum noch Suffixum geadelt werden kann. Daß indessen das Wort Frau viel tiefer gesunken als das Wort Herr, erhellt auch schon daraus, daß sein französisches Surrogat Madame einen höhern Werth erhalten, dagegen das ebenfalls französische Surrogat Monsieur einen viel geringern Werth als Herr hat, indem nur der junge Mensch, den man noch nicht Herr nennen will, das französische Prädikat erhält. Es scheint indessen gerade itzt der beste Zeitpunkt zu sein, alle diese französischen Formen, Monsieur, Madame und Mademoiselle, aus unsrer Sprache zu verbannen, so wie sie bereits zum Theil aus Frank-

statt: Sie wissen es, sagt: der Herr Hofrath wissen es, der Herr Geheime Rath u. s. w. wissen es. Die Unnatürlichkeit mit dem Singularis des Subjekts: der Herr, die Frau, dennoch nicht den Singularis des Verbums, sondern den Pluralis zu verbinden, fällt bei der einmal überhand genommenen Gewöhnlichkeit dieser Form keinem mehr auf. Man hat also die Anrede noch unnatürlicher gemacht

reich selbst ausgewandert sind. Vor einiger Zeit las man in den Zeitungen, daß man in Wien aus Haß gegen die itzigen Frankreicher beschlossen habe, die Wörter Monsieur und Mademoiselle im Deutschen nicht mehr zu gebrauchen. Es ist würklich zu wünschen, daß dieser Entschluß ausgeführt und überall nachgeahmt werden möge, und ich denke hierin wie der berühmte Verfasser der so eben herausgekommenen unterhaltenden und lehrreichen Geschichte eines dikken Mannes, der bei Gelegenheit seiner Jungfer Emerentia (Th. 1, S. 129) dieses in Wien genommenen Beschlusses mit dem Zusatze erwähnt: »Ungeachtet wir nicht eben einsehen können, daß den Unbehoseten durch die Verbannung des Monsieur und Madame sonderlicher Einhalt gethan werden sollte, so haben wir doch deswegen nicht weniger Respekt vor Abschaffung kleiner Thorheiten, wenn sie auch erst aus großen Uebeln hätten entstehen müssen, und wollen uns hiermit an die Wienerschen Patrioten anschließen.«

macht, da man aus der dritten Person des Singularis und aus der dritten Person des Pluralis eine neue Höflichkeitsform zusammen geschmolzen; indem der Herr wissen es in der That doch eben so viel ist, als wenn ich sagte: Er wissen es. Man hat die Höflichkeit sogar so weit getrieben, daß man diese Form nicht bloß zu dem angeredeten,, sondern auch von abwesenden gebraucht, vornehmlich wenn man zu einem Verwandten oder Angehörigen desselben spricht. Man scheint es nun einmal Trotz der Grammatik für höflicher zu halten, auch von der abwesenden Frau Hofräthin, zumal wenn man zu ihrem Mann spricht, zu sagen: die Frau Hofräthin haben mir gesagt, als: die Frau Hofräthin hat mir gesagt, und wer zur Konversation nicht zugleich das Auge gebrauchen kann oder will, wird daher öfters in Gesellschaften ungewiß sein, ob von oder zu einer Person gesprochen wird. Vernünftiger Weise sollten die Amtstitel nur bei Ausübung der Amtsverrichtungen gebraucht werden. Aber unsre Umgangssprache wird eben dadurch unendlich steif, daß diese Amtstitel unaufhörlich

statt des einfachen Sie bald im männlichen, bald im weiblichen Geschlecht uns die Ohren betäuben. Wenn nun obenein der Amtstitel länger ist, als andere Titel der Art sind, z. B. die achtsylbigen Titel: Generalsuperintendent, Oberkonsistorialrath u. s. w., so ist das Uebel desto ärger. Selbst die holländische Sprache hat diesen schwerfälligen Gang ihrer Mutter, der deutschen Sprache, nicht angenommen. Die vornehmsten Personen der niederländischen Republik führen die Prädikate ihrer Ämter nur bei der Ausübung derselben und in ihren Rathsversammlungen, dagegen sie im Umgange gleich andern mit dem einfachen Mynheer, so wie ihre Frauen und Töchter mit Mevrouw und Mejuffrouw begrüßt werden.

Die zweite itzt nur allein im Schreiben gebräuchliche Form statt des zu gemein gewordenen Sie ist der Gebrauch eines noch u n b e s t i m m t e r n und zugleich schwerfälligen, eben darum aber auch für höflicher gehaltenen Pronomens der dritten Person, wodurch der anredende sich gleichsam noch tiefer in eine ehrerbietige Entfernung zurükzieht. Ich meine den Gebrauch der Fürwörter: D e r s e l b e und D i e s e l b e n. Denn der doch im-

mer etwas minder unnatürliche Singular Derselbe *) konnte sich nicht behaupten, sondern mußte dem unnatürlichern Pluralis Dieselben Platz machen. Diese Form war zwar auch sonst im Sprechen üblich; indessen ist sie aus der mündlichen Konversationssprache, wenigstens in den meisten Gegenden Deutschlands, verbannt, vielleicht, weil man diese Form doch gar zu steif, unnatürlich und schleppend für den mündlichen Umgang, vielleicht aber auch, weil man eine noch unnatürlichere Form gefunden. Ist indessen gleich jene schleppende Form aus der mündlichen

*) Das Pronomen Derselbe ward eigentlich noch früher gebraucht als Sie. Schon im vorigen Jahrhundert redete man jemanden, den man ehren wollte, mit Derselbe an. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts war diese Form üblich, und der Sprachgebrauch schwankte noch eine Weile zwischen Derselbe und Sie, und dem statt des letztern gebrauchten Dieselben. So stehen z. B. noch in Talanders Handbuch auserlesener Sendschreiben, (Leipzig 1702,) Briefe, mit Derselbe und Sie und Dieselben unter einander. Aber in Menantes auserlesenen Briefen, (Halle 1717,) und deren Fortsetzung von Neukirch, (Halle 1728,) findet man die Anrede mit dem Singularis gar nicht mehr, sondern überall Sie und Dieselben.

Konversationssprache verdrängt, so verunstaltet und lähmt sie doch desto häufiger unsere schriftliche Unterhaltungs- und Geschäftssprache, wo sie zwar auch nicht die einzige Form ist, aber doch zur angenehmen und zierlichen Abwechselung mit der noch unnatürlichern Form der Anrede in abstracto gebraucht wird. Man hat sich aber auch nicht einmal mit der bloßen Form Dieselben begnügt, sondern man hat, um auf der Leiter der Höflichkeitssprache immer noch eine Sprosse höher zu klimmen, auch dieser Form noch neue Zierrathen durch die Präfixa Hoch, Höchst und Allerhöchst zugesetzt, so daß wir nunmehr für die schriftliche Höflichkeit folgende Stuffenleiter haben: Du, Ihr, Er, Sie, Dieselben, Hochdieselben, Höchstdieselben, Allerhöchstdieselben. Aber sogar an dieser steifen Form der Anrede hat die Höflichkeit noch weiter, selbst der Grammatik zum Trotz, gekünstelt, um wo möglich, eine noch respektvollere Form herauszuschnitzeln, und so halten es denn viele für anständiger und ehrerbietiger, mit einem Sprachfehler statt Denselben (im Dativ) Denenselben und statt Derselben (im Genitiv) Dero-

selben und Dero zu schreiben, so wie aus gleichem Grunde Ihro statt Ihrer gesprochen wird.

Die dritte sowol im Schreiben als Sprechen an die Stelle des Sie getretene Form ist die eben erwähnte Sitte, den konkreten Menschen als ein Abstraktum zu betrachten, und nicht ihn selbst, sondern seine Würde, und seine Eigenschaften anzureden, wärs auch allenfalls eine Weisheit, die man ihm erst durch die Anrede (Ew. Weisheit, Wohlweisheit, Hochweisheit, bekanntlich reichsstädtische Titel) leiht. Ja sogar die Zufälligkeiten des konkreten Subjekts, und vornehmlich die zufälligste aller Znfälligkeiten, die Geburt, wird statt der Person selbst angeredet, obgleich am Ende bei dem itzigen Gebrauch der Titel Wolgeboren und Hochedelgeboren gar nicht mehr auf die Geburt, sondern bloß auf den auch ohne Wolgeburt und Hochedelgeburt erlangten Stand gesehen wird.

Diese Form der Anrede ist indessen nicht die neueste, sondern sie ist an sich selbst sehr alt. Wir finden sie schon im Alterthum. Schon die Kaiser der ersten Jahrhunderte

werden von den spätern lateinischen Autoren mit Serenitas, Tranquillitas, Mansuetudo Tua angeredet. Diese Form ward also ursprünglich für die höchste Landesobrigkeit, für den Regenten selbst bestimmt. Aber im Mittelalter ward diese Form auch überhaupt auf die höhere Klasse ausgedehnt, und dies nicht bloß bei der deutschen Nation, sondern überhaupt bei allen Nationen, wo das Feudalsystem Wurzel schlug. Nur daß eine Nation mehr, eine andre weniger diese Form einführte, und sie mehr oder weniger gemein werden ließ. Die französische, englische, portugisische, spanische, italiänische Sprache kennen und brauchen diese Form. Letztere ist in Ansehung ihrer gar so weit gegangen, daß sie das Abstraktum verschweigt, und es sich bloß denkt, und daher selbst den Mann durch eine weibliche Form (Ella) anzureden scheint. Am weitesten haben jedoch die Deutschen diese Form der Anrede getrieben, indem keine einzige Nation so viel Abwechselungen und Modifikationen nach Stand und Würden darin angebracht hat. Man erinnere sich nur an die lange Litanei dieser Höflichkeitsform, so fern

sie sich auf Geburt bezieht, oder zu beziehen scheint. Welche Kluft von der Anrede: Ew. Edlen bis zu der Ew. Hochgeboren, eine Kluft, die durch die Abstrakta Ew. Woledlen, Hochwoledlen, Hochedlen, Woledelgeboren, Hochwoledelgeboren, Hochedelgeboren, Wolgeboren, Hochwolgeboren ausgefüllt wird, wiewol die untersten Sprossen dieser Stuffenleiter durch die Zeit schon zu morsch geworden sind, als daß sie noch viel gebraucht werden könnten, indem die Besitzer der untern Stuffen sich immer allmälig eine Stuffe höher hinaufgedrängt haben, so daß itzt nur noch die vier obersten Sprossen im Gebrauch sind, obwol der Werth und Sinn von ihnen allen um einige Grade tiefer gesunken. Denn so war z. B. das gräfliche Prädikat Hochgeboren ursprünglich ein fürstlicher Titel. Dis zu sein hörte es erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf, und selbst noch damals sahen sich verschiedene deutsche Reichsfürsten genöthigt, ihren Unterthanen den Gebrauch des Prädikats Hochgeboren gegen ihre Person förmlich zu verbieten. Nun fiel dieser Titel den gräflichen Familien

anheim, und itzt wird er bekanntlich außer den Grafen auch schon größtentheils den Freiherrn gegeben. Das itzt ganz gemein gewordene Prädikat Hochedelgeboren war auch noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Prädikat des Adels. Eben so ist der Kurs bei der geistlichen Titulatur nach und nach gesunken. Von dem Würdigen bis zum Hochwürdigsten Herrn, welche Kluft sonst! Zwischen jenen beiden Extremen lagen sonst die Mittelstuffen Ew. Ehrwürden, Ew. Wohlehrwürden, Hochwohlehrwürden, Hochehrwürden, Hochwürden. Aber freilich hat auch hier die zunehmende Höflichkeit die untern Sprossen abgebrochen, und die, welche sonst darauf standen, eine oder gar mehrere Stuffen hinaufgerükt. Es ist ein Glük für die Umgangssprache, daß wenigstens der größte Theil von diesen Formen der Anrede durch das Abstraktum der Gebornheit oder Würdigkeit im mündlichen Gespräch nicht mehr gebräuchlich ist, und daß auch von den im Schreiben üblichen vielen Formen der Art nur wenige sich im Sprechen behauptet haben. Vielleicht darf man daher hoffen, daß

sie sich auch im Schreiben nicht immer und nicht alle behaupten werden. Bemerkenswerth ist übrigens die Seltsamkeit, daß, wo diese Form sowol im Sprechen als im Schreiben üblich ist, sie dennoch im Sprechen anders modifizirt wird, als im Schreiben. Wir sprechen Ihro Gnaden, Ihro Excellenz und schreiben doch Ew. Gnaden, Ew. Excellenz. Sollte dis nicht ein Beweis sein, daß ein dunkles Gefühl in der Form Ihr mit seinen Zweigen Euer u.s.w. nicht nur mehr Natur, sondern auch mehr Würde gefunden, als in der Form Sie, weil die Observanz dem Sprecher das Sie erlaubt, dem Schreibenden hingegen, von dem man mit Recht noch mehr Würde und Höflichkeit als von dem Sprechenden erwartet, das Euer zur Pflicht macht. — —

Und nun das Resultat von allen diesen Bemerkungen? — Es ist freilich leider kein anderes, als daß die deutsche Sprache nicht eben höflicher, aber gewiß in ihrer Höflichkeit steifer, pünktlicher, ängstlicher und überhaupt ceremoniöser als irgend eine andere Sprache ist. Wer fühlt es nicht, daß alle diese ängst-

lichen Formen der Höflichkeit, zwischen denen man dennoch Trotz allen Formularbüchern, und Trotz allem sogar im deutschen Staatsrecht durch Reichstagsschlüsse und kaiserliche Wahlkapitulationen festgesetzten Kanzleiceremoniell nur zu oft einen Fehlgrif zu thun Gefahr läuft, unserm gesellschaftlichen Ton ein ängstliches Wesen geben, und daß auch hierin der Grund von dem unsrer Muttersprache im Vergleich mit andern häufig und nicht mit Unrecht vorgeworfenen Mangel der Konversationssprache mit zu suchen ist. Das Übel ist indessen nicht unheilbar. Nur wäre es Thorheit, plötzlich und auf einmal diese Fesseln der Sprache zerbrechen zu wollen. Die Arznei liegt in dem Übel selbst, und man kann ihre Wirkung ruhig und sicher von der Hand der Zeit erwarten. Unsere Sprache hat alle möglichen Formen der Höflichkeit in der Anrede erschöpft, und es läßt sich durchaus keine neue mehr denken. Es wird also auch hier gehen, wie es bei allen Moden geht. Wenn die Erfindungskraft sich erschöpft hat, so wird, um nur etwas neues zu haben, eine alte vergessene Mode wieder her-

vorgesucht. Und wirklich bemerkt man schon itzt ein allmäliges Zurükschreiten von dem erreichten Nonplusultra der Höflichkeitsformen. Man erlaubt sich schon öfter als vor zwanzig Jahren, wo dis noch für eine unverzeihliche Grobheit gegolten hätte auch in Briefen und Anreden an vornehmere Personen, statt des Abstraktum Ew. . . oder Dieselben, Dero und Denselben mit seinen Anhängseln, das einfachere Sie und Ihnen, zur Abwechselung. Eben so erlaubt man sich itzt schon öfters im mündlichen Gespräch die Weglassung des Amtstitels, wenn gleich nur noch vornehmlich alsdann, wenn von einem Mann die Rede ist. Die Sitte, daß selbst Eheleute in den höhern Klassen, statt des zutraulichen, herzlichen und die Herzen gegenseitig nähernden Du sich der kalten, entfernenden zurükstoßenden Form des Sie bedienen, leidet in unserm Zeitalter, selbst bei den höchsten Ständen, schon immer mehrere Ausnahmen. Warum sollten wir also nicht hoffen dürfen, daß so allmälig immer mehr unsere Sprache sich von einigen dieser Fesseln, die ihren Gang schwerfällig und hinkend machen, loswindrn,

und in das Geleise der Natur und Simplicität stuffenweis zurükkehren werde? Ob es darum zu wünschen sein dürfte, daß unsere Sprache alle übrigen Formen der Anrede ausstoßen, und sich, wie das Neufranzösische, bloß auf das Du einschränken mögte, ist eine andere Frage, die ich wenigstens nicht bejahen mag. Vielmehr halte ich es für vortheilhaft, wenn eine Sprache mehrere Formen der Anrede hat; nur muß sie deren nicht so viele haben, als bisher die Deutsche hatte. Freilich scheint man bis izt geglaubt zu haben, daß die Zahl dieser Formen sich nach der Zahl der Verhältnisse im bürgerlichen Leben, oder gar nach der Zahl der Stände, gleichsam wie bei dem Indischen Kastensystem, richten müsse. Wenn dis der ursprüngliche Zwek von der Mehrheit der Formen wäre, so würden wir im Deutschen bei allem unserm Reichthum dennoch dieser Formen noch immer zu wenige haben, und dieser Zwek würde am Ende dennoch durch das unausbleibliche Hinaufdrängen der niedern Klassen in die Prädikate der höhern Klassen vereitelt. Ich glaube vielmehr, daß die Mehrheit die-

ser Formen weniger zur Bezeichnung der zu vielfachen bürgerlichen Verhältnisse, als vielmehr zur genauern Bezeichnung des weniger mannigfaltigen Gemüthszustandes, worin sich der Redende gegen den Angeredeten befindet, bestimmt war, oder doch bestimmt sein sollte. Ich glaube daher, daß es vortheilhaft für eine Sprache ist, wenn sie wenigstens zwei solcher Formen hat. Die eine als Sprache des Herzens, die andere als Sprache des Verstandes, die eine als Sprache der — sei es freundschaftlichen oder feindschaftlichen — Annäherung, die andere als Sprache der Entfernung und Zurükhaltung, die eine als Ausdruk der Empfindung, die andere als Ausdruk der Überlegung, die eine als Resultat der Leidenschaft, die andre als Ausdruk der kältern vom Verstande vorgeschriebenen Höflichkeit.

In der That hat noch bis itzt bei aller Herabwürdigung unser Du alle Eigenschaften der ersten Form, und es ist ein wahres Glük, daß unsere Sprache die Form des Du nicht gänzlich ausgestoßen, wie ihre Tochter, die Holländische, die diese Form ursprünglich

hatte, aber sie so gänzlich verloren hat, daß sie nun fogar Hund und Pferd und jedes Thier mit der zweiten Person des Pluralis (gy ihr) anredet, obwol sie mehrere Personen nicht durch das einfache gy, sondern durch gy lieden (ihr Leute) anzureden pflegt. Dieses Monopol des gy in der holländischen Sprache scheint mir ein Beweis zu sein, daß schon damals, als sie sich zu bilden begann, die Form des Du in der deutschen Sprache herabgewürdigt war, weil sie sonst unfehlbar aus dem Deutschen ins Holländische übergegangen sein, und sich darin erhalten haben würde. Wie dem auch sei, es ist ein Glük für die deutsche Sprache, daß nicht auch sie das Du hat untergehen lassen. Es ist herabgewürdigt, aber es kann sehr leicht veredelt werden, oder vielmehr, es ist noch itzt nicht unedel. Es ist die Sprache der Freundschaft, der Liebe, der Zärtlichkeit, des Zornes, der Bewunderung, der Anbetung, mit einem Worte, unser Du ist noch itzt Sprache des Herzens ued der Leidenschaft. Daher kömmt es eben, daß wir diejenigen Personen, die unserm Herzen am nächsten sind, Weib und

Kind, und den enger verbundenen Freund, vornehmlich den Freund unserer noch nicht ängstlich wählenden, sondern leidenschaftlich zugreifenden Jugendjahre mit Du begrüßen; daher kömmt es, daß unsre Redner und Dichter in ihrer Begeisterung die höchsten Personen, selbst Könige und Fürsten, würdiger mit diesem Du als mit jeder andern Form anreden; daher kömmt es, daß wenn wir personifizirte Abstrakta und die Geister der verstorbenen anreden, wir jede andre Form der Anrede lächerlich finden würden. Wer würde z. B., wenn er als Redner den Geist des großen Königs, dessen Andenken wir heute feiern, oder wenn er die Tugend oder irgend ein anderes Abstraktum anredete, eine andere Form als das Du dazu wählen? Ja wer würde es wagen, die Gottheit im Deutschen anders als mit Du anzureden? — Nur allein im Französischen beteten sonst die katholischen Christen durch Vous, die protestantischen hingegen immer durch Tu, obwol doch vor etwa dreißig Jahren selbst in Geneve ein theologisch-grammatischer Streit entstand, ob man in einer neuen Bibelübersetzung bei

dem Vaterunser das Vous oder Tu gebrauchen wollte, welches leztere doch zur Ehre des guten Geschmaks den Vorzug behielt.

So wie indessen das Du das Gepräge der Sprache des Herzens und der Leidenschaft hat, so hat unser Sie das Gepräge der Sprache des Verstandes und der Überlegung. Und so könnten wir mit diesen beiden Formen alle Zwekke erreichen, die durch die Mehrheit der Formen erreicht werden können und müssen. Vielleicht daß selbst das Sie noch einmal von dem unstreitig natürlichern Ihr wieder verdrängt wird. Wenigstens hat das Ihr, ob es gleich in der Hierarchie der Höflichkeit um eine Stufe tiefer als das Er steht, dennoch unendlich mehr Würde, und kann weit leichter veredelt werden, als das unwiederbringlich verlorne Er, das auf keinem Schmelztiegel mehr geläutert und verfeinert werden kann. Aber mögte es immerhin ganz in Rauch verfliegen; die Sprache verliert nichts. Sie würde, auch wenn sie weiter keine Formen der Anrede als das Du und Ihr hätte, durch diese beiden Formen jede mögliche Empfindung, jedes mögliche psycholo-

chologische Verhältnis des Redenden zu dem Angeredeten auszudrükken im Stande sein. —

Sprache Germaniens, Du bist reich und stark, und in deinem Schooße schlummert noch so mancher unentwikkelte Keim, der vielleicht nur einen günstigen Zufall erwartet, um sich zu entwikkeln und schön empor zu reifen. Söhne Germaniens, seid stolz auf Eure Sprache und laßt Euch nicht durch ihre wirklichen oder nur scheinbaren Mängel zu einer ungerechten Verachtung derselben verleiten. Sagt nicht zu Eurer Entschuldigung, daß selbst der unsterbliche Friedrich sie verschmähte und geringschäzte. Als Friedrich zuerst an unserm Horizont erschien, war die deutsche Sprache nicht, was sie ist. Sie lag und lallte gleichsam noch in der Wiege; sie war damals ein zu enges kleinliches Gewand für seinen Riesengeist, uud ihre damaligen Schriftsteller konnten seiner von Natur mit dem Gefühl des Großen und Schönen durchdrungenen Seele nicht befriedigende Nahrung gewähren. Aber sollte es bloßer Zufall sein, daß gerade in dem halben Jahrhundert, während dessen er, gleich der belebenden Sonne,

sein Zeitalter erleuchtete, und alle schlafenden Kräfte wekte, auch die deutsche Sprache aus ihrem Schlummer erwachte, und mit einer fast unbegreiflichen Schwungkraft dem Ziele der ihr möglichen Vollkommenheit entgegen flog? Oder war nicht auch dies vielleicht ein wohlthätiger Ausfluß seines Geistes, von dem er selbst nichts wußte, nichts ahndete? Vielleicht war gerade seine Geringschätzung der deutschen Sprache mit eine Triebfeder zu ihrer Ausbildung. Und welcher Deutsche wird es vergessen, daß er als Greis noch zu ahnden begann, daß er, der Gerechte, doch vielleicht gegen die deutsche Sprache nicht gerecht gewesen war? Nein, nie werden es Zeitgenossen und Nachwelt vergessen, daß er im späten Alter noch es für keine Entehrung der Feder, die die Geschichte seiner Zeit für die Ewigkeit geschrieben, hielt, sich selbst zu grammatischen Untersuchungen über die deutsche Sprache herabzulassen. Nein, die gerechte Nachwelt wird auch, wenn sie in ihm den König und den Grammatiker unterscheidet, dennoch nie diesen Zug der letzten Jahre seines glorreichen Lebens vergessen, so wenig sie

je es vergessen wird, daß einer der ersten huldreichen und aufmunternden Blikke seines Königlichen Nachfolgers die deutsche Sprache, deutsche Dichtkunst und deutsche Gelehrsamkeit traf.

je es vergessen wird, daß einer der ersten Beförderer und aufmunternden Stütze seines Königlichen Nachfolgers die deutsche Sprache, deutsche Dichtkunst und deutsche Gelehrsamkeit war.

XX II. 86
febr IV. 88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gedike, Friedrich,

Ueber Du und Sie in der deutschen Sprache vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Berlinischen Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1794

Berlin 1794

L.germ. 75
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583618-6
VD18 14595729-001